

# Reinhard Henkys – Brückenbauer



## Unterüberschrift

*Evangelische Akademie Berlin 19.1.2007*

### **Dr. Reinhard Höppner**

Reinhard Henkys. Ein Brückenbauer war er, daran besteht kein Zweifel, ein Schlüsselwort in allen Nachrufen, die ich gelesen habe. Aber was bedeutet das: Brückenbauer. Zwischen welchen Ufern? Über welche Gräben? Brückenbauer zwischen Ost und West beschreibt die Aufgabe, der er sich verschrieben hatte, nur sehr unzureichend. Er hat Horizonte erweitert in einer kommunikationsbehinderten Welt. Er hat dabei immer wieder wechselnd Rollen ausgefüllt, die wir sonst aus gutem Grund fein säuberlich voneinander trennen. Manchmal war er schlicht Bote. In dieser Hinsicht wurde man ja in der Auguststraße als Mensch mit dem richtigen Pass ziemlich gnadenlos ausgenutzt. Aber wenn ich an die schwierige Synode in Fürstenwalde, die letzte unter dem gemeinsamen Dach EKD, denke, dann waren dabei durchaus auch kompliziertere Botengänge zu bewältigen. An manchen Sitzungen des EKV hat er teilgenommen, als wäre er ihr Pressesprecher. Er wusste wohl, diese sehr unterschiedlichen Rollen auseinander zu halten.

Geschichten dazu zu erzählen können die meisten von Ihnen hier vermutlich besser als ich. Ich habe ohnehin den Eindruck, dass ich hier nicht wegen besonderer Nähe, sondern eher aus Gründen hinreichenden Abstands erkoren wurde, den Auftakt zu geben. Also komme ich zurück zu Reinhard Henkys als Brückenbauer, besser als Fährmann, denn er hatte an verschiedenen Ufern anzulegen und ob er an allen wirklich willkommen war, darf bezweifelt werden.

Da sind zunächst die beiden Ufer der kirchenleitenden Leute in Ost und West. Bis zum Bau der Mauer hatten sie oft gemeinsam in ihren Gremien getagt, hatten direkt austauschen können, warum wer wie denkt. Dieser direkte Gedankenaustausch war nun für viele nicht mehr möglich. Und so schickte er sich an, nicht nur Informationen, sondern auch Überlegungen und Denkweisen zu verstehen und zu transportieren. Ob ihm das Gespür für die Grenze zwischen Information und Interpretation schon in die Wiege gelegt war, oder ob die Blicke der kontrollierenden Zollbeamten die Sinne dafür geschärft haben, weiß ich nicht. Seine journalistischen Beiträge zeugen davon, dass er mit Behutsamkeit und Klarheit die Dinge auf den Punkt bringen konnte, wie das selten jemanden gelingt. Ich behaupte, manch einer hat sich nach der Henkyschen Interpretation seiner Beiträge selber erst richtig verstanden.

Ob *solcherart* Verstehenshilfe seine ursprüngliche Absicht war glaube ich zwar nicht. An Verstehenshilfe war ihm allerdings bei seinem Gang über die Brücken immer gelegen. Nun ist derartige Brückenbau zwischen Akteuren, über die man eigentlich berichten soll, ja nicht ursprünglich Aufgabe von Journalisten. Aber wer so kundig und kompetent ist wie Reinhard Henkys, der wir natürlich von vielen angerufen und gefragt nach der Lage der Dinge und den Befindlichkeiten und möglichen Absichten handelnder Personen. Da kann man sich einer solchen Aufgabe gar nicht entziehen. Und dass dieses Ziel, Verstehenshilfe geben zu wollen,

eines der vornehmsten Ziele von Journalisten sein sollte, dass möchte ich nun doch gerne betonen, um anschließend – auch im Rückblick auf meine politische Tätigkeit – zu beklagen, dass diese Tugend weitgehend verloren gegangen ist. Er, Reinhard Henkys, hatte sie.

Das musste sich besonders erweisen bei seinen Leserinnen und Leser und, denkt man an die vielen Kommentare im Rundfunk, bei seinen Hörerinnen und Hörer. Bei der zweiten Gruppe war das eine besondere Herausforderung, galt es doch, die im Osten und im Westen gleichermaßen im Blick zu haben. Schließlich waren die elektronischen Medien nicht nur der Weg, auf dem wir uns über die Ereignisse in der Welt informierten. Sie waren auch die entscheidende Quelle für die Informationen über das eigene Land, die sonst vielfach abgeschirmte DDR. Wie schwierig das ist, beide Seiten im Blick zu haben, merkten wir aus Magdeburger Perspektive besonders im Fall der Selbstverbrennung von Oskar Brüsewitz. Die sonst unter Journalisten durchaus weit verbreitete Unsitte der Skandalisierung verbot sich, der Skandal war ohnehin groß genug. Deutung war gefragt. Er gab sie, Deutung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, klarer vielleicht sogar als es uns gelungen war, nicht verharmlosend und auch nicht Öl in das Feuer gießend. Sein erster Kommentar im Deutschlandfunk dazu damals ist heute noch lesenswert. So hat Reinhard Henkys sich Vertrauen erworben, hörbar nicht nur technisch, sondern auch menschlich in Ost und West. Eine seltene Tugend von Journalisten, Deuter zu sein der Ereignisse, Klarheit zu schaffen, eine prophetische Aufgabe. Verlässlich im Detail und klar in der Linie.

Es ist nicht leicht und gehört doch zu den Grundelementen von Vertrauensaufbau zwischen den Fronten, die Menschen, an die man sich wendet, die Hörerinnen und Hörer genau im Blick zu haben ohne sich von ihnen abhängig zu machen. Es gehört dazu, die Logik der anderen zu kennen und ins Kalkül zu ziehen ohne ihr selber einfach zu folgen. Viel Vertrauen ist ihm zugewachsen, weil er das Maß zwischen eingebunden sein und Unabhängigkeit gefunden hat, von dem ich erst nach dem Umbruch von 1989 verstanden habe, wie wertvoll hierbei das richtige Maß ist und wie schnell Maßlosigkeit in diesem Bereich Vertrauen zerstören kann. Ich vermute, eine seiner schwierigsten und vielleicht wichtigsten Aufgaben war es in der Zeit der Gründung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR zu dolmetschen, im Westen verständlich zu machen, dass es sich dabei keineswegs nur um eine Reaktion auf staatlichen Druck handelte, sondern um eine innere Notwendigkeit, um das Bestreben, angemessene Lebensformen für die Menschen und die Gemeinden in einer sozialistischen Gesellschaft zu gestalten.

Den Kirchenleitungen in unserem Bereich – von den westlichen will ich nicht reden weil ich ihre Situation nicht genau genug kenne – ist es bei allem Bemühen keineswegs immer gelungen, mit hinreichender Deutlichkeit zu reden, sodass die oft leisen Töne und Untertöne auch im Westen verstanden wurden. Ich bin im Rückblick sicher, dass wir uns von den Argumenten, wir würden mit unserer Informationspolitik, mit unserem Reden nur den westlichen Journalisten Munition für ihren ideologische Kampf gegen die DDR liefern, zu sehr haben beeindrucken lassen. Ich vermute, er hat das gesehen. Diese Einsicht ist wohl eines der Elemente, die ihn auch immer kritisch sein ließen gegenüber den – falls man das überhaupt sagen darf – den eigenen Leuten. Beeindruckt von solcherart staatlichen Argumenten hat ihm der eine oder andere wohl auch Informationen vorenthalten. Er hat das gespürt und sich auch darüber geärgert. Misstrauen säen war ein Geschäft, das die DDROberen gut beherrschten. Sie fanden dafür auch im kirchlichen Bereich fruchtbaren Boden, möglicherweise sogar in Ost und West.

Reinhard Henkys hat aber auch im Blick auf die politischen Fronten Brücken gebaut, weniger durch direkte Gespräche als vielmehr durch die Verlässlichkeit, der sich keiner entziehen konnte auch wenn mancher nicht bereit war, es zuzugeben. So diente uns Reinhard Henkys gelegentlich in Gesprächen mit staatlichen Stellen auch als ein Beispiel dafür, dass man so pauschal, wie es uns entgegengehalten wurde, von *den* Westjournalisten nicht reden könne. Wenn man heute die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Kirche im Sozialismus“ durchblättert, dann hat man den Eindruck, viel verlässlichere Quellen über das Leben der Kirchen in der DDR werden sich kaum auftreiben lassen. Manche nach 1990 entstandene Darstellung liest sich ja leider wie ein Bericht aus einem anderen Land, einem Land jedenfalls, in dem ich nicht gelebt habe. Nicht so bei dem, was von Reinhard Henkys und seinen Kollegen in Berlin West zusammengetragen und zu einem schlüssigen Bild zusammengedacht wurde. Sein Archiv gehört, wie ich mir habe sagen lassen, zu den besten, die es aus dieser Zeit gibt. Eine Mahnung, es zusammenzuhalten und zu bewahren. Ich bin natürlich auch der Frage nachgegangen, warum Reinhard Henkys nicht, als die ersten Westjournalisten in der DDR akkreditiert wurden, als epd-Korrespondent in die DDR gegangen ist. Wo waren da Grenzen des Vertrauens? An DDR-Behörden jedenfalls ist dieser naheliegende Gedanke wohl nicht gescheitert. Aber es gibt Berufenere in dieser Runde, solche unbequemen Fragen zu stellen und vielleicht auch zu beantworten.

Reinhard Henkys war auch ein gerne gesehener Gast in der DDR. In direkter Rede, nicht vermittelt durch Medien, konnte er noch deutlicher Horizonte erweitern. Ich bin daran erinnert worden, wie er 1985 zu einem Ephorenkonvent in der Kirchenprovinz Sachsen war und unsere Superintendenten darauf aufmerksam machte, dass die Kirchen in der DDR viele Privilegien hatten, die vielen anderen gesellschaftlichen Gruppen, ja sogar in mancher Beziehung sogar den Kirchen im Westen nicht zuteil wurden. Er hat damit eine Wahrheit ausgesprochen, die ungläubiges Erstaunen, auch Protest hervorrief. Er hat eben auch vielen unbequeme Wahrheiten ins Stammbuch geschrieben.

Ich will mich zum Schluss einer anderen Frage zuwenden, die mich im Blick auf unsere Gegenwart und Zukunft bewegt. Warum, so frage ich mich, warum sind wir eigentlich heute der Meinung, dass solcherart Brückenbauer in unserem Land nicht mehr nötig sind. Gewiss, als die Mauer fiel, ist so manchem der Gegenstand abhanden gekommen, der sein Leben geprägt hat, Turner ohne Reckstange, hat einmal jemand gesagt. Hier dürfte es Reinhard Henkys nicht viel anders gegangen sein als manchem DDR-Schriftsteller, mancher DDRSchriftstellerin.

Diese schreibende Zunft hat in unserer DDR-Welt, in der eine offene Kommunikation über die tatsächlich herrschenden Verhältnisse nicht möglich war, vielen geholfen, ihre Welt besser zu verstehen. Diese ihnen zugewachsene Aufgabe kam ihnen plötzlich mit dem Fall der Mauer abhanden.

Die neue Aufgabe, über ganz andere Gräben Brücken zu bauen, war nicht einfach zu finden und auszufüllen. Dabei war und ist sie doch so wichtig. Wir reden – nicht ganz zu Unrecht – von den Mauern in den Köpfen. Vor den Gräben aber, die doch nach wie vor überbrückt werden müssten, Gräben zwischen unterschiedlichen Erfahrungen nicht nur aus Zeiten der Trennung sondern inzwischen viel stärker noch aus den Zeiten nach dem Mauerfall, verschließen wir gerne die Augen. Die Welt und die Gesellschaft, um deren Verstehen sich

Reinhard Henkys über viele Jahre so erfolgreich bemüht hat, findet in unseren Geschichtsbüchern nur noch als Fußnote statt, Objekt historischer Forschung, in der Zeitzeugen mit ihrem vor allem sich selbstrechtfertigenden Gedächtnis stören und für das sich die Sieger der Geschichte nicht interessieren.

Solch eine Veranstaltung wie die heute steht unter dem Generalverdacht der Nostalgie. Zugegeben, die Welt hat sich in den letzten 16 Jahren erheblich verändert. Und auf sentimentale, in diesem Fall von Reinhard Henkys vielleicht auch existentielle Gefühle von plötzlich überflüssig sein nimmt die Geschichte keine Rücksicht. Dass Grenzgänger nach dem Verschwinden einer Grenze nicht mehr besonders beliebt sind und schnell nachträglich in Misskredit geraten, kennen wir. Schnell sind sie Repräsentanten einer vergangenen Zeit. Zu Unrecht, wie ich finde.

Brücken bauen über sichtbare Grenzen ist offen-sichtlich notwendig. Die Abgründe, die solche Grenzen hinterlassen, verbergen wir lieber im Dunkeln. Aber die Aufgabe, zwischen den Erfahrungen von damals und den Herausforderungen von heute eine Brücke zu bauen, die ist doch nicht erledigt! Sie lässt sich auch nicht mit dem einfachen Satz: Was kann man von der totalitären DDR schon lernen, beiseite schieben, jedenfalls nicht im Bereich der Kirche, die zwar auch im Sprachgebrauch von Reinhard Henkys „Kirche im Sozialismus“ war, aber doch keine vom Sozialismus beherrschte, sondern eine ihrer eigentlichen Aufgabe, der Verkündigung des Evangeliums verpflichtete Kirche. Wenn ich Papiere über die Zukunft unserer Kirche lese, dann kommt mir so manche Fragestellung sehr bekannt vor. Dann schmerzt unsere Unfähigkeit, auch aus solchen Erfahrungen von damals zu lernen. So wünsche ich mir, dass wir uns heute nicht nur erinnern, sondern uns bei aller Unterschiedlichkeit der Verhältnisse auch die Frage stellen, was wir daraus für uns und unsere heutige Zeit lernen können.